



Landeskoordinierungsstelle
Frauen und Sucht NRW

BELLA DONNA

DOKUMENTATION DER FACHTAGUNG

(VER-)BINDUNGEN:

**Drogenbelastung, Trauma und die Situation
von Müttern, Vätern und ihren Kindern**

anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der
Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA

Einführung in die Tagung

Martina Tödte

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA, im Juli 2017 richtet Martina Tödte einen Blick zurück auf die Entwicklung der Arbeit mit drogenkonsumierenden Frauen, die schwanger oder Mütter sind sowie auf deren Kinder: Vor 25 Jahren lagen kaum Erkenntnisse aus Forschung und Praxis vor – weder zur spezifischen Situation drogenkonsumierender Frauen in der Schwangerschaft, noch zur komplexen Situation, die eine drogenbelastete Mutterschaft für sie selbst, aber insbesondere auch für ihre Kinder mit sich bringt. Frauen standen zu diesem Zeitpunkt ohnehin kaum im Fokus der Drogenhilfe, ein Verständnis von der Bedeutung geschlechtsbezogener Arbeit lag kaum vor.

Inzwischen arbeitet die Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA, mit spezifischen Konzepten und Angeboten für drogenbelastete Frauen, die Mütter sind, und mit ihren Kindern – je nach Alter der Kinder mit spezifischen Angeboten, je nach Angebot im geschlechtshomogenen Rahmen – und z.T. auch mit Familien.



Martina Tödte ist Geschäftsführerin des „Verein zur Hilfe suchtmitelabhängiger Frauen Essen e.V.“, Träger der Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA, und der Landeskoordinierungsstelle Frauen und Sucht NRW, BELLA DONNA. Sie ist ebenfalls Mitarbeiterin der Landeskoordinierungsstelle.

Martina Tödte beschreibt die günstige Situation der unmittelbaren Verbindung von Praxis – durch die Arbeit der Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen – und der theoretischen Auseinandersetzung – durch die Arbeit der Landeskoordinierungsstelle Frauen und Sucht NRW, die bei BELLA DONNA gegeben ist. Diese Verbindung macht es in einem engen wechselseitigen Verhältnis unmittelbar möglich, Verknüpfungen, Analysen, Ableitungen und Übergänge zwischen Praxis, Forschung und Theorie herzustellen und die Kompetenzentwicklung auf „beiden Seiten“ zu fördern.

So ist im Verlauf der vergangenen 25 Jahre in Essen die in Deutschland erste Kooperationsvereinbarung zwischen Drogen- und Jugendhilfe und Kliniken entwickelt worden; spezifische Angebote für substanzkonsumierende Mütter und ihre Kinder sind selbstverständlich implementiert, werden ständig weiterentwickelt und haben eine Strukturveränderung erfahren: Die „Komm-Struktur“ wurde durch eine „Hol-Struktur“ ersetzt, um Frauen und Kindern die Teilnahme an Angeboten zu erleichtern. Darüber hinaus wurde erstmalig in Deutschland die Situation drogenkonsumierender Väter in einem kleinen Forschungsprojekt betrachtet sowie aktuell in einem weiteren Projekt die Situation von medikamentenabhängigen Müttern.

Martina Tödte spricht auch die insgesamt schwierige Realität an, dass, trotz der vielfältigen, bekannten und umfassenden Folgen, die eine Drogenbelastung von Müttern und Vätern für das Aufwachsen und die Entwicklung von Kindern mit sich bringen kann, die finanzielle Förderung dieser Arbeit in Form einer Angebotsstruktur – und nicht in Form von zeitlich befristeten Projekten – längst nicht selbstverständlich ist.

Ebenso schwierig ist, dass Reflexionsmöglichkeiten, beispielsweise in Form von Supervision, in diesem komplexen Arbeitsfeld keine verlässlichen Inhalte sind, obwohl die fortwährende Auseinandersetzung mit der persönlichen Haltung und den persönlichen Werten, der fachlichen Haltung und der Haltung der Institution unabdingbare Bestandteile dieser Tätigkeit sein müssen.





Insgesamt zeigt sich bei der Auseinandersetzung in diesem Themenkomplex, wie viele unterschiedliche Disziplinen und Arbeitsfelder einbezogen werden müssen, wie viele Fragestellungen und Themen dieses Arbeitsfeld umfasst oder berührt.

So ist es auch nicht zufällig, dass sich kein Vortrag dieser Tagung mit den unmittelbaren Zusammenhängen von Trauma, Bindungsstörungen und Sucht beschäftigt. Und dennoch berührt jedes der Themen der Tagung die Situation der Menschen, die im Fokus stehen – Frauen und Männer mit einer chronischen Erkrankung – einer Suchterkrankung – in Erziehungsverantwortung und Kinder, die bereits einen schwierigen Start in eine oftmals äußerst belastete Lebenssituation aufweisen.

Mit dieser Tagung werden nun einige, längst nicht alle Themen aufgegriffen, die in diesem Themenfeld von Bedeutung sind – so ist diese Tagung auch das eigene „Geschenk“ zum 25-jährigen Jubiläum.

Grußworte überbrachten:



Frau Dr.in Sandra Dybowski, Referat für AIDS, Sucht und Drogen, Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen

Die Veranstalterin der Tagung, die Landeskoordinierungsstelle Frauen und Sucht NRW, BELLA DONNA, wird vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.



Herr Franz-Josef Britz, 2. Bürgermeister der Stadt Essen

Die Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA, wird von der Stadt Essen gefördert.

Die Bedeutung des Faktors Geschlecht im Hilfeprozess

Brigitte Schigl

Der einführende Vortrag von Prof.in Brigitte Schigl beschäftigte sich mit der Bedeutung des Faktors Geschlecht im Hilfeprozess aus Sicht von Theorie, Forschung und Praxis. Damit wurde auch der „rote Faden“ der Tagung eingeleitet. Gender ist ein Querschnittsthema und es bedarf einer konsequenten geschlechterreflexiven Haltung im Hilfeprozess und der Angebotsgestaltung, um deren Wirksamkeit zu verbessern.

Gestützt auf Theorie und Forschungsergebnisse veranschaulichte der Vortrag eindrücklich, dass keine menschliche Interaktion frei vom Faktor Geschlecht bzw. von geschlechtlichen Zuschreibungen ist – und dies gilt eben auch für den Hilfeprozess. Anhand von „Hotspots“, an denen die Geschlechtszugehörigkeit von professionellen Helfer*innen und hilfesuchenden Personen besonders interagieren, wurde die Aufmerksamkeit auf das Phänomen des Doing Gender im Hilfeprozess gerichtet. Das Bewusstmachen und Reflektieren dieser Prozesse des aktiven Her- und Darstellens von Gender ist dabei eine zentrale Voraussetzung für eine gendersensible und genderkompetente Beratung und Behandlung.

► [Link zur Präsentation](#)



Prof.in Dr.in Brigitte Schigl ist Leiterin des Studiengangs Psychotherapie- und Beratungswissenschaften an der Karl Landsteiner Privatuniversität für Gesundheitswissenschaften sowie Lehrende am Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie der Donau Universität Krems. Sie ist Klinische und Gesundheitspsychologin, Psychotherapeutin, Lehrsupervisorin und Psychotherapeutin in freier Praxis. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich Psychotherapie und Gender.

Die Rolle des Vaters aus Sicht der Bindungstheorie und die Bedeutung für die praktische Anwendung

Sebastian Franke

Der Vortrag von Dr. Sebastian Franke vermittelte zunächst eine kurze Einführung in die Bindungstheorie, um daran anschließend auf die lange Zeit unbeachtete Rolle des Vaters einzugehen. Die Bindungstheorie unterscheidet vier Bindungsqualitäten: sichere Bindung, unsicher-vermeidende Bindung, unsicher-ambivalente Bindung und desorganisierte Bindung. Feinfühligkeit, d.h. die Fähigkeit der Bezugsperson, die Signale des Kindes wahrzunehmen, sie richtig zu interpretieren und angemessen und prompt auf diese zu reagieren, gilt als empirisch bestätigter Prädiktor für eine sichere Bindung. Die Bindungstheorie geht dabei von einer intergenerationalen Transmission von Bindung aus: Die

durch eigene Bindungserfahrungen geprägte Bindungsrepräsentation der Eltern bestimmt ihr Erziehungsverhalten und prägt dadurch wiederum die Bindungserfahrungen ihrer Kinder. Sicher gebundene Kinder bewältigen inner- und außerfamiliäre Belastungen erfolgreicher, haben ein gut ausgebildetes Selbstwertgefühl, können Beziehungen befriedigend gestalten (Kommunikationskompetenz, Konfliktlösungskompetenz etc.), sind beliebter bei Gleichaltrigen, trauen sich mehr zu und ihnen wird mehr zugetraut und sie lernen besser (weil sie mehr explorieren, da sie sich der Zuwendung der Bindungsperson sicher sein können).

Lange Zeit nahm die Bindungstheorie fast ausschließlich die Mutter-Kind-Beziehung in den Blick. Der Vater als eigenständige Bindungsfigur und die eigenständige Bindungsbeziehung zwischen Vater und Kind rückte dagegen erst in den letzten Jahren in das Interesse der Forschung. Bedeutend für die Vater-Kind-Bindung scheinen hiernach die Spielfeinfühligkeit des Vaters sowie seine Unterstützung der kindlichen Exploration zu sein. Daneben scheint die Vater-Kind-Bindung stark durch das mütterliche Erziehungsverhalten und die Qualität und Zufriedenheit mit der partnerschaftlichen Beziehung der Eltern beeinflusst zu sein. Der Vortrag machte auch die noch vielfach bestehenden Erkenntnislücken zur Rolle des Vaters in der Bindungstheorie deutlich.

► [Link zur Präsentation](#)

Dr. Sebastian Franke ist promovierter Diplom-Psychologe und als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen, Lehrstuhl für Entwicklungswissenschaft und Förderpädagogik (Inklusion) tätig.



Neue Bindungen wagen: Beziehungsarbeit mit traumatisierten Frauen

Silke B. Gahleitner

Anhand eines Fallbeispiels erläutert Prof.in Silke B. Gahleitner die Bedeutung der professionellen Beziehungsarbeit für die Bewältigung komplexer Traumatisierungen. Sie verknüpft Erkenntnisse aus der Bindungsforschung und Psycho-traumatologie und zeigt Zusammenhänge und Folgen zwischen (früher) Traumatisierung und Bindungserfahrungen auf. Im Weiteren erläutert sie die Notwendigkeit einer mehrdimensionalen Versorgung traumatisierter Frauen im Sinne eines bio-psycho-sozialen Behandlungskonzeptes, in dem Beziehung und Bindung als Grundlagen der Gestaltung einer vertrauensvollen Arbeitsbeziehung in jeder Phase zentral im Fokus stehen. Die grundlegende Bedeutung, die der Beziehungsorientierung im therapeutischen Prozess sowohl für die Bewältigung komplexer Traumata, als auch für die Nutzung vorhandener Ressourcen der Betroffenen zukommt, sowie die Alternativerfahren, die traumatisierte Frauen durch diesen Arbeitsansatz erfahren können, verdeutlichen, welche Chancen und Möglichkeiten die verlässliche und andauernde beziehungsorientierte Arbeit für traumatisierte Menschen bietet.



Deutlich wird, dass die Komplexität einer professionellen Beziehungsarbeit interdisziplinäres Handeln und Wissen sowie Konzepte, die unterschiedliche Disziplinen einbeziehen, benötigt. Zudem kommen dem diagnostischen Fallverstehen, einer feinfühligem und kompetenten Arbeitshaltung sowie der umfassenden Qualifizierung eine hohe Relevanz zu.

► [Link zur Präsentation](#)

Prof.in Dr.in Silke B. Gahleitner ist Professorin für Klinische Psychologie und Sozialarbeit mit dem Schwerpunktbereich „Psychoziale Diagnostik und Intervention“ an der Alice Salomon Hochschule Berlin.

Mechanismen der generationsübergreifenden Transmission belastender Kindheitserfahrungen aus neurobiologischer Sicht

Jörg Bock

Nach einer Einführung in die Entwicklung und funktionelle Gliederung des Gehirns geht Prof. Jörg Bock auf die Auswirkungen früher Traumata auf die Gehirnentwicklung ein. Er erläutert, dass sowohl in Studien an Tiermodellen als auch in Humanstudien neuronale Veränderungen nach frühen Traumata oder Stresserfahrungen nachweisbar sind, die die Gehirnfunktion beeinträchtigen und sich geschlechtsbezogen unterschiedlich darstellen. Ebenso konnte nachgewiesen werden, dass chronischer oder wiederholter Stress während der Schwangerschaft zu

geschlechtsbezogenen Veränderungen, vor allem in limbischen Gehirnregionen, führt. Diese Veränderungen stehen in Zusammenhang mit der Entstehung von Symptomen von Depression, ADHS und Angsterkrankungen. Die Bewältigung früher Negativerfahren kann andererseits auch zu angepassten Veränderungen der neuronalen Strukturen führen, die sich in späteren Lebensphasen durch verbesserte Stressbewältigungsoptionen oder Resilienz zeigen. Zu den Faktoren, die diese Anpassungsprozesse positiv beeinflussen, gehören „soziale Pufferwirkungen“ („social buffering“) z.B. durch die Eltern oder auch andere nahe Bezugspersonen. Diese sozialen Kontakte und Bindungen können zu einer Reduktion bzw. Entlastung von Stresssymptomen führen und somit dazu beitragen, den Stresslevel zu reduzieren bzw. Stress besser zu bewältigen. Im Weiteren erläutert Prof. Bock den Begriff der „Epigenetik“, die eine übergeordnete Ebene der genetischen Regulation darstellt und die Flexibilität des Erbguts erhöht. Epigenetische Mechanismen werden im Zusammenhang mit der Frage nach der transgenerationalen Übertragung traumatischer Erfahrungen diskutiert, also mit vererblichen Veränderungen der genetischen Regulation, die nicht in der DNA-Sequenz selbst „gespeichert“ sind und durch Umwelteinflüsse wie z.B. frühe Stresserfahrungen beeinflussbar sind.

► [Link zur Präsentation](#)

Prof. Dr. Jörg Bock ist Biologe an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät für Naturwissenschaften, Institut für Biologie und leitet die Arbeitsgruppe „Epigenetik und Strukturelle Plastizität“.





Auswirkungen biografischer mütterlicher Stress- erfahrungen auf die Mutter-Kind-Beziehung: Untersuchung neuronaler & behavioraler Korrelate

Anna Fuchs

Dr.in Anna Fuchs stellt eine Studie vor, die unter ihrer Mitarbeit in großer Breite und Tiefe der Frage nachgegangen ist, wie die Folgen von Kindesmissbrauch und -misshandlung in die transgenerationale Interaktion bzw. Übertragung eingehen. Im Anschluss an eine Übersicht der intrapersonellen Folgen von Kindesmissbrauch und -misshandlung stellt sie dar, wie Gewalterfahrungen der Mutter ihr Verhalten gegenüber dem Kind prägen und sich auf die kindliche Entwicklung und das kindliche Wohlbefinden auswirken können. Dabei wurde dieser Frage unter verschiedenen Perspektiven nachgegangen: die Qualität der emotionalen Verfügbarkeit der Mütter; die Auswirkungen mütterlicher biografischer Gewalterfahrungen hinsichtlich verhaltensbezogener, psychosozialer und biologischer Prozesse auf die soziale Beziehung zu ihren Kindern und inwiefern eigene Missbrauchserfahrungen und beispielsweise eine psychische Erkrankung (Depression) die Möglichkeiten der Mutter und das mütterliche Verhalten prägen und in der Folge Auswirkungen auf ihre Kinder bedingen.

Als Ergebnisse können festgehalten werden, dass die konkreten Mechanismen der transgenerationalen Übertragung weiterer Forschung bedürfen, dennoch lässt sich ableiten, dass eigene biografische Gewalterfahrungen von Müttern die Interaktion zwischen ihnen und ihren Kindern auf unterschiedlichen Ebenen beeinflussen.

► [Link zur Präsentation](#)



Dr.in Anna Fuchs ist Dipl. Psychologin am Universitätsklinikum Heidelberg, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie

Die langfristigen Folgen früher Entwicklungsrisiken und mögliche Unterstützung in der Kindheit

Erika Hohm

Gestützt auf die Ergebnisse der prospektiv und längsschnittlich angelegten Mannheimer Risikokinderstudie eröffnete Erika Hohm den zweiten Tag der Fachtagung mit dem Blick einerseits auf die langfristigen Folgen frühkindlicher Risikofaktoren für die kindliche Entwicklung, andererseits aber auch auf die davor schützenden Resilienzfaktoren und Unterstützungsmöglichkeiten. Die Ergebnisse der Mannheimer Risikokinderstudie zeigen, dass zahlreiche frühkindliche Risikofaktoren mit einer ungünstigen Entwicklung verknüpft sind und dass die Auswirkungen dieser Entwicklungsrisiken bis ins Erwachsenenalter fortbestehen können. Frühindikatoren für Entwicklungsbelastungen und -störungen sind neben organischen Risiken (z.B. Frühgeburt, niedriges Geburtsgewicht) vor allem psychosoziale Risiken (Aufwachsen in Armut, psychische Erkrankung oder Suchtbelastung eines Elternteils, Broken-Home-Situation der Eltern etc.). Die kindlichen Reaktionen auf derartige Belastungen weisen jedoch eine hohe individuelle Variabilität auf – dabei ist ein Teil der „Risikokinder“ gegenüber den Belastungsfaktoren resilient und weist eine gesunde Entwicklung auf. Als Schutzfaktoren und damit Grundlagen für die Entwicklung von Resilienz wirken vor allem eine positive frühe Mutter/Vater-Kind-Beziehung sowie die Kompetenzen des Kindes (insbesondere: positives Temperament, Sprachkompetenz, schulische Fertigkeiten, sozial-emotionale Kompetenzen und ein positives Selbstkonzept).



Für Prävention und Intervention lässt sich hieraus das möglichst frühzeitige Erkennen von Entwicklungsrisiken, das Vorbeugen vermeidbarer Risiken sowie das Abmildern nicht vermeidbarer Risiken, die Stärkung der elterlichen Erziehungskompetenz ebenso wie die Stärkung der kindlichen Resilienz und Lebenskompetenz ableiten.

► [Link zur Präsentation](#)

Erika Hohm ist Diplom-Psychologin und Sachgebietsleiterin „Frühe Hilfe“ des Jugendamtes der Stadt Mannheim sowie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der „Mannheimer Risikokinderstudie“ am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim.

Die Relation Resilienz, Geschlecht und Gesundheit

Antje Richter-Kornweitz

Dr.in Antje Richter-Kornweitz führt zu Beginn ihres Vortrags in das Konzept der Resilienz – definiert als Widerstandskraft von Individuen angesichts belastender Lebensereignisse (Bengel & Lyssenko 2012) – ein, und erläutert, dass Resilienz erlernt bzw. erworben wird. Zudem ist Resilienz als dynamisch, variabel, situationsspezifisch und multidimensional zu verstehen. Faktoren, die als wesentlich für die Beeinflussung von Resilienz gelten, sind soziale Ressourcen (Umfeld und verhältnisbezogene Faktoren; u.a. emotionale Beziehungen zu Bezugspersonen, soziale Unterstützung) sowie personale Ressourcen (individuelle Merkmale; u.a. Selbstwirksamkeitserwartung, Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl, aktiver Problembewältigungsstil). Interventionen lassen sich für drei Ebenen differenzieren: Die individuelle Ebene, die familiäre Ebene und das außerfamiliäre Stützsystem. Zudem thematisiert sie, welche Kompetenzen Fachkräfte fördern können, um die Entwicklung von Schutzfaktoren zu unterstützen und wie die Rahmenbedingungen für diese Prozesse gestaltet werden können.

Im Weiteren richtet sie den Blick auf die Erkenntnisse und Zusammenhänge zwischen den Gesundheitswissenschaften und der Resilienzforschung bezogen auf den Faktor „Geschlecht“. Hier liegen insgesamt noch relativ wenige Forschungsergebnisse vor, aller-



dings gibt es deutliche Hinweise für eine nutzbringende Ausweitung der Forschung. Gesundheit gestaltet sich geschlechtsbezogen unterschiedlich: nicht nur bezogen auf das biologische Geschlecht, sondern auch bezogen auf Genderaspekte, d.h. soziale und kulturelle Ausprägungen, sodass der gendersensiblen Resilienzforschung eine hohe Bedeutung für die Förderung von Resilienz(entwicklung) zukommt.

► [Link zur Präsentation](#)

Dr.in Antje Richter-Kornweitz ist Dipl. Pädagogin, approb. Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin; Fachreferentin bei der Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e. V.

Auswirkungen von Gewalt auf Schwangerschaft, Geburt und Mutter-Kind-Beziehung

Susanne Heynen

Dr.in Susanne Heynen erläutert zunächst die Prävalenz von Partnerschaftsgewalt in Deutschland. Sie richtet den Blick auf den Zusammenhang zwischen der Prävalenz von körperlicher und sexualisierter Gewalt gegen Frauen und kritischen Lebensereignissen, zu denen Schwangerschaft, die Geburt eines Kindes, der Bezug einer gemeinsamen Wohnung, die Eheschließung sowie Trennung und Scheidung zählen. Es wird er-



sichtlich, dass nicht nur ein hohes Gewaltrisiko für Frauen in der Schwangerschaft besteht, sondern Misshandlungen das größte Risiko für Fehlgeburten und Geburtskomplikationen darstellen.

Körperliche und psychische Belastungen, Substanzkonsum, Belastungen während der Geburt und Auswirkungen auf das ungeborene und neugeborene Kind können ebenso Folgen von Gewalterfahrungen sein wie Schwierigkeiten im Beziehungs-/Bindungsaufbau zu dem Neugeborenen; psychische und physische Überforderung der Mutter und Vernachlässigung des Kindes.

Schwangerschaft und Geburt bieten dem Hilfesystem jedoch die Möglichkeiten, betroffene Frauen zu erreichen und in ihrer Situation adäquat zu unterstützen: Neben den gesetzlich verankerten Grundlagen im SGB VIII, im Bundeskinderschutzgesetz (BKisSchG), im Gesetz zur Kooperation und Information im Kinderschutz (KKG) bieten auch die Frühen Hilfen diesbezüglich Unterstützungsmöglichkeiten. Entscheidend für die erforderliche, angemessene und kompetente Unterstützung betroffener Frauen, so das Fazit von Susanne Heynen, sei ein „integriertes Verständnis von Hilfe und Kontrolle als Prozess“.

► [Link zur Präsentation](#)

Dr.in Susanne Heynen ist Dipl. Psychologin und Leiterin des Jugendamtes der Stadt Stuttgart



Die Moderation der Fachtagung hatte Dorothea Herrmann, Dipl. Psychologin, Wirtschaftsinformatikerin, Coach – Supervisorin, Expertin für Neue Lerntechnologien, Geschäftsführende Gesellschafterin synexa consult, Standort Essen



Möglichkeiten zur Förderung der Eltern-Kind-Beziehungen

Anne Katrin Künster

In der Einleitung ihres Vortrags fasst Dr.in Anne Katrin Künster zusammen, welche große Bedeutung den familiären Beziehungen bzw. den Bindungsbeziehungen für die Entwicklung von Kindern zukommt. In diesem Zusammenhang erläutert sie die elterliche Feinfühligkeit und die Auswirkungen von sicherer Bindung auf die unterschiedlichen Gefühls- und Lebensbereiche von Kindern bzw. deren Entwicklung.

Anhand von Literaturrecherchen beschreibt sie daran anschließend Risikofaktoren, die als Vorhersagefaktoren für Vernachlässigung/Misshandlung von Kindern und Erziehungsschwierigkeiten oder Auffälligkeiten im Entwicklungszustand der Kinder identifiziert worden sind.

Video-Ausschnitte demonstrieren nachdrücklich die Interaktion zwischen Müttern und ihren Kindern im Verlauf der Förderung der mütterlichen Feinfühligkeit.

Die Förderung der elterlichen Feinfühligkeit kann universal-präventiv für alle Eltern, für spezifische Risikogruppen selektiv-präventiv und für Familien, die Symptome einer Störung aufweisen, auch indiziert-präventiv eingesetzt werden.



Konkrete Möglichkeiten der Förderung der Eltern-Kind-Beziehung bestehen in den Kursen zur „Förderung elterlicher Feinfühligkeit“, „Familienbesucher*innen“, durch das „Lernprogramm Baby-Lesen“, das Programm „Bindung und Bildung in Kindertagesstätten“, die „Entwicklungspsychologische Beratung (EPB)“ für Eltern 0 bis 3-jähriger Kinder sowie die „Entwicklungspsychologische Beratung und Therapie für Familien mit Kindern von 4 bis 10 Jahren“.

► [Link zur Präsentation](#)

Dr.in Anne Katrin Künster ist Dipl. Psychologin und leitet das „Institut Kindheit und Entwicklung“ in Ulm



Ergebnisse der Evaluation

Teilnehmer*innen an der Fachtagung: 117
Evaluationsbögen: 72

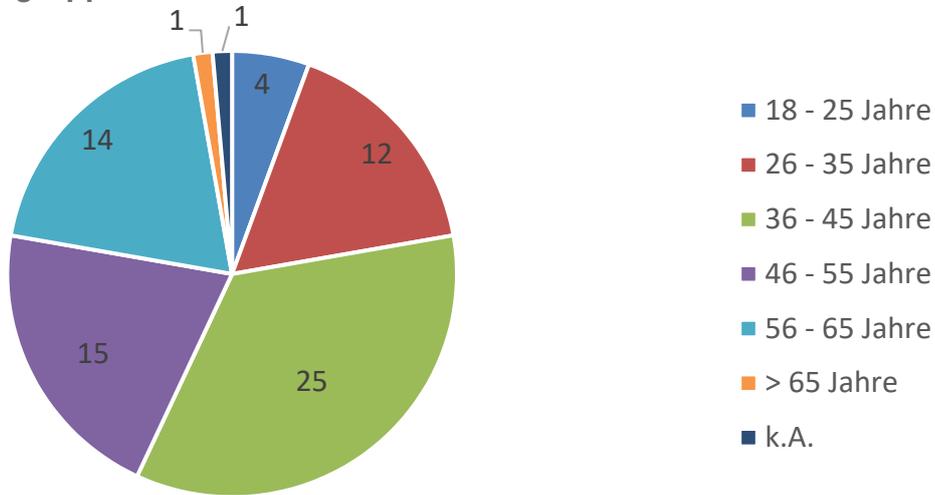
Sehr gut	Gut	Befriedigend	Ausreichend	Keine Angabe	Gesamt
Die Organisation der Tagung war insgesamt:					
56	11	2	0	3	72
Das gewählte Thema der Tagung war:					
63	9	0	0	0	72
Die thematische Auswahl der Vorträge war:					
45	22	5	0	0	72
Der Informationsgehalt der Vorträge war:					
40	26	5	0	1	72
Der eigene Wissenszuwachs war:					
24	35	10	2	0	72
Die Relevanz für die eigene berufliche Praxis war:					
22	36	10	3	1	72
Wie bewerten Sie Ihre Zufriedenheit mit der Tagung insgesamt?					
50	21	1	0	0	72

Wie sind Sie auf die Tagung aufmerksam geworden?	
Tagungsflyer/Ausschreibung von BELLA DONNA	18
Homepage von BELLA DONNA	4
BELLA DONNAweb	12
Anderes Fachportal / andere Internetseite	8
durch Kolleg*innen/Vorgesetzte	31
Sonstiges	5
keine Angabe	4

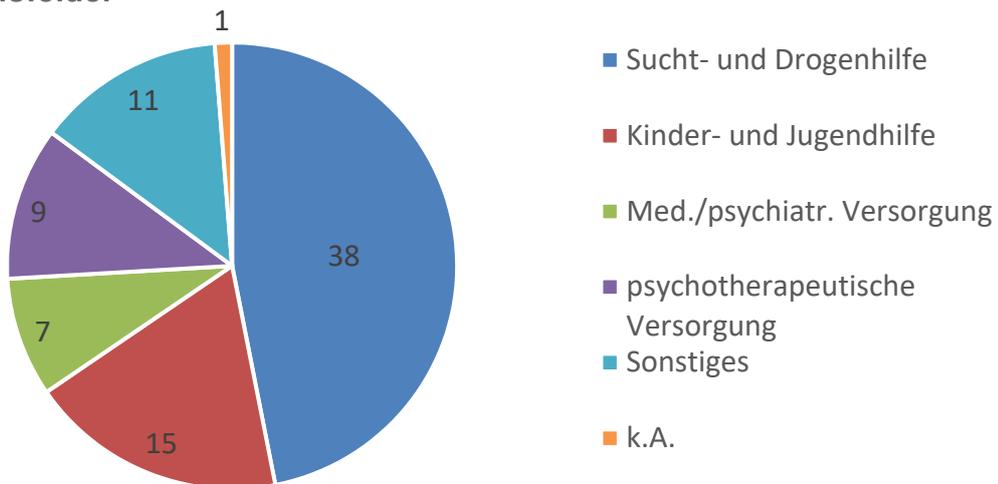
Die Teilnehmer*innen der Tagung:

Weiblich 62 Männlich 8 Keine Angabe 2

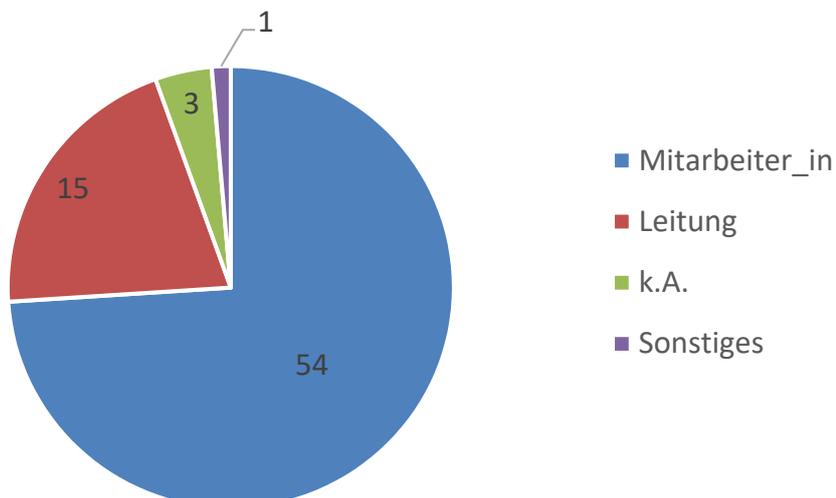
Altersgruppen



Berufsfelder



Funktion in der Einrichtung





Das fast vollständige Team
von BELLA DONNA

Impressum:
Landeskoordinierungsstelle
Frauen und Sucht NRW, BELLA DONNA
Kopstadtplatz 24 - 25
45127 Essen
Telefon 0201.24 84 17-1/-2
www.belladonna-essen.de

Wir bedanken uns sehr herzlich für die finanzielle
Unterstützung der Fachtagung durch die
Karl Heinz und Hannelore Böskes-Diebels Stiftung.

